

Martin Hüttinger

Eine holzschnittartige Gegenrede

In einer Kultur öffentlicher Neugier ist die Verqueerungsraserei zur geistes- und sozialwissenschaftlichen Pose verkommen

A LLES, WAS EIN MANN ZEIGT, kann daraufhin analysiert werden, was es verbirgt oder kaschieren soll. Bei allem, was ein Mann sagt, kann man erwägen, was er verschweigt. Dieses Reflektieren auf Verdacht ist die Vorstufe allen Verqueerens. Jene wissenschaftliche Bewegung will hinter jeder erdenklichen männlichen Aktivität, Interaktion und Absicht versteckte Antriebe ausforschen. Dass jedoch dort überhaupt etwas anderes als der Mann an sich ist, versteht sich nicht von selbst.

1. Im Anfang war der Verdacht

Die Vermännlichung darf nicht vollends gelungen sein, muss zerbrechlich wirken, damit der Verqueerer einen Angriffspunkt hat. Das fehlbare jugendhafte oder männliche Wesen, welches sich allem Anschein nach als schwul verrät, wo es sich eigentlich auf sein Mannsein zurückziehen möchte, ist zuallererst Person. Ihr gilt primär das Verqueeren, da sie hinsichtlich ihrer Semantik (»persona« = Maske) einfacher zu designen ist. Wie immer man die Radikalität des Verqueerens einschätzt: Jenseits geistes- und sozialwissenschaftlicher Attitüden prägt es hierarchisches Denken aus. Dabei geht es um Aberkennungsrituale. Ein neues hegemoniales Männlichkeitsmuster hat sich herausgebildet und dominiert den Diskurs.¹ Queere Motive mit religiös-gesellschaftlich hohen Ansprüchen an den Jungen bzw. Mann zu konfrontieren vermag nur, wer über eine solide Werteordnung verfügt: und zwar die der eigenen Sozietät. Es fehlt an der notwendigen Anerkennung! Eine Logik der

1 Connell, Robert W.: *Masculinities*, Cambridge 1995, 77: »At any given time, one form of masculinity rather than others is culturally exalted.« Meuser, Michael; Scholz, Sylka: Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive, in: Martin Dinges (Hg.): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt/M. u. a. 2005, 211–228, 212.

Anerkennung lebt von einem bereits zugrunde liegenden Erkennt- und Anerkannt-Sein. Religionstheoretische Valenz erhält die Angelegenheit insofern, als dass Gott den schwulen Mann definitiv anerkennt und zutiefst bejaht



(Röm 4,5; 15). Der männliche Leib, der Schwule als Anderer oder als Fremder wird in der Religion als Ort menschlicher Passivität und Alterität bedeutsam, weil in ihm Gott ins Spiel kommt.² Die vorgängig positiv bestimmte Anerkennung macht eine Existenzauslegung erst sinnvoll. Es handelt sich um eine göttliche Gabe des Seindürfens, auf das der schwule Mann dankbar erwidern kann. Identität und Alterität bauen sich wechselseitig auf.³

Das Queer-Konzept funktioniert anders: immer bleibt da ein Unbehagen an der Männlichkeit homosexueller Männer, an deren Vorlieben, an deren Identitäten. Diese Art wissenschaftlich forcierter

Umwortung und Umwertung zweifelt man besser nicht an, seit es den radikalen Konstruktivismus gibt. Dabei versteht sich die Queer-Theorie als eine besondere Form des Dekonstruktivismus, in welcher biologisches Geschlecht, Gender und sexuelle Orientierung sowie die damit verbundenen Identitäten, Machtformen und Normen untersucht und einer kritischen Analyse unterzogen werden. Geschlechtliche und sexuelle Identität sind Phänotypen und Produkte eines sozialen Normierungs- und kulturellen Konstruktionsprozesses.⁴ Man spricht in der Folge vom *genetic turn*, welcher mit

2 Vgl. Waldenfels, B.: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden, Frankfurt/M. 2006, 124–126.

3 Vgl. Ricoeur, Paul: Wege der Anerkennung, Frankfurt/M. 2006, 325.

4 Zu dieser Thematik: Stein, Miriam: Free Willie. Luxusmodemarken werben immer ungenierter mit dem besten Stück des Mannes. Geht das zu weit? In: Süddeutsche Zeitung v. 09./10.02.2008, IV: »Männer sind unsicher; Männer sind definitiv das schwächere Geschlecht, und der Grund für ihre Schwäche ist ihr Pimmel. (...) Abgesehen von Bizeps und Waschbrettbauch wird der Status eines Mannes (im Gegensatz zur Frau) seit jeher weniger an seinem Körperbau abgelesen als an seiner gesellschaftlichen Stellung und den dazugehörigen Statussymbolen. Je nach Klas-

der Verabschiedung der These einer Naturhaftigkeit der Geschlechter einhergeht.⁵ Es handelt sich hierbei um den Poststrukturalismus der 1980er Jahre, welcher Bezug auf die Tradition des Nachdenkens über Identität nimmt, dabei aber die Kritik der Identität als solche zum Leitmotiv macht. Zugespitzt definiert Jacques Lacan Identität als imaginär und phantasmatisch, näherhin Geschlechtsidentität als Maskerade.⁶ »Queer« definiert sich als radikale Offenheit durch immer wiederkehrende Reinterpretation des Begriffes und führt sich schlussendlich selbst ad absurdum.

Queer-Sein ist das vermeintlich Bessere als das Schwul-Sein. Hier bleibt der Unterschied zwischen wahrem Kern und scheinhafter Hülle gewahrt: der Mann wirkt ein wenig männlicher, dem maskulinen Ideal verpflichteter, und bewahrt sich auf diese Weise die Option für sexuelle Alternativen, welche das öffentliche Publikum weitaus mehr schätzt. Ohne die Öffentlichkeit gäbe es kein Verqueeren. Dieses geriert sich als eine effektvolle und zeitlupeartige Verschiebung bis hin zur Unkenntlichmachung des Eigentlichen. Dass die Wahrheit, oder was man(n) dafür hält, erst nach und nach im Nebel verschwindet, sorgt dafür, dass das durch Printprodukte, Medien sowie Internet informierte Publikum jedes einzelne Detail würdigt und mit dem früheren (un-)männlichen Anschein vergleicht. Den Verrat an seinen hehren männlichen Idealen nimmt es dabei nicht ohne weiteres hin. Queer-Sein nähert sich der Personifikation höchster theoretischer Männlichkeit an und bietet weit weniger Angriffsfläche. Schwul-Sein statuiert eine klare Distinktion, Queer-Sein kennt keine allgemein gültige Definition.

Eine ähnliche Stoßrichtung verfolgte das vor hundert Jahren forcierte Theorem vom »Dritten Geschlecht«, einem jener geschlechtlichen Zwischenstufen. Die Differenz bestand allenthalben in der Deprivation jeglicher Männlichkeit. Im Roman »Fenny Skaller« von John Henry Mackay (Pseudonym »Sagitta«) reflektiert der Protagonist kritisch über die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit seiner Liebe: »Ärzte hatten sich dieser Liebe bemächtigt. Für Ärzte hatten die Menschen nur Werth, wenn sie krank waren. So wurde ein neues Geschlecht konstruiert, ein drittes, das zwischen den beiden Geschlechtern stand. (...) Aber Männer, die sich in Nichts von anderen Männern unterschieden, als darin, daß ihre Neigung dem Jüngeren ihres eigenen Geschlechtes galt, anstatt dem anderen, hier einzureihen zu versuchen, und

senordnung, kulturellem Interesse und sozialer Identität verfügen Männer über materielle Symbole (...) die (...) für das stehen, was der Mann einerseits schützen und andererseits permanent zur Schau stellen möchte: seine Potenz.«

5 Vgl. Bußmann, H./Hof, R. (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995.

6 Vgl. Weber, S.: Die Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-Stellung der Psychoanalyse, Wien 1990.

nur deshalb, war eine Lächerlichkeit (...). Er, Skaller, war ein Mann, und er fühlte sich ganz als ein solcher.«⁷

Dem Ersten Testament ist ein solcher Diskurs fremd. Nur einzelne Stellen lassen die Stirn eines Mannes »hart wie Diamant« (Ez 3,9) erscheinen oder ihn zur »eisernen Säule, zur ehernen Mauer« (Jer 1,18) werden. In aller Regel bestätigen die Quellen, dass der Mann zerbrechlich ist. Vom Zerschlagen des Mannes wird dabei primär aus theologischer Perspektive gesprochen. Wann immer ein Mann gegenüber Jahwes Befehl Ungehorsam übt, wird er auf Gottes Geheiß zerbrochen (1 Kön 13,26; Jer 3,1-4; Ps 6,3; 32,3). Welterfahrung und Selbsterkenntnis des Mannes sind ohne Gotteserkenntnis nicht möglich, wie auch umgekehrt. Männlichkeit zeichnet sich in einer theologischen Anthropologie durch Welt- und Gottoffenheit aus. Ihr Signé ist die Zerbrechlichkeit, aber auch ihre Wiederherstellbarkeit durch Jahwe (Ps 34,19-21).⁸

2. Hagiographie als eine Art Verqueerung

Kritik an doppelter Essenz und Existenz schielt nach der einen wahren und reinen männlichen Seins- und Erscheinungsweise. Ein Schwuler muss schlechter abschneiden als ein Queer. Hier schlägt die Stunde des Hagiographen: seine Arbeit ist eine Verqueerung in Blattgold; seine Skulpturen heißen heute abwechselnd Metro-, Bi- bzw. Pansexuelle; deren Bronzekern besteht aus reiner Männlichkeit ohne eindeutige Körperlichkeitssignifikanten. Das Verqueeren hat mehrere Attraktionen, welche einander bestens ergänzen. Es gibt dem Verqueerer ein Gefühl der Überlegenheit und Überheblichkeit. Andere wollten Eindeutiges, er nicht. In der Schwebelage postuliert er Männlichkeit in Abhängigkeit von Penis, dessen eigentlicher teleologischer Funktionalität sowie soziokultureller Hegemonie, ohne sich in Detailverliebtheit zu ergeben. Je wortreicher ein Verqueerer sich verteidigt, desto umfassender schafft er neue Evidenzen, befragt Offensichtliches nach dem Nebulösen, Gesagtes nach dem, was zwischen den Zeilen heraus zu interpretieren wäre. Nicht das Präsens, sondern der Konjunktiv ist das allgemein gültige Tempus. Insofern erscheint die Weltgeschichte retardierend zu sein: antisodomitische Derivationen wurden bereits in einer mittelalterlichen, malographisch geprägten Geschichtsschreibung zur Darstellung gebracht. Diese bestimmten »durch ihre tautologischen Pseudologien die Geschichte der Vorurteile und Strafrechtsmaßnahmen bis in die Neuzeit: die ›Ketzer‹, ›Hexen‹ und ›Sodomiter‹.

7 Mackay, John Henry (Sagitta): Fenny Skaller. Ein Leben der namenlosen Liebe (Bibliothek rosa Winkel, Bd. 46, hg. v. Wolfram Setz), Hamburg 2007 (Orig. Paris 1913), 93f.

8 Vgl. Gertz, Jan Christian: Der zerbrechliche und zugleich königliche Mensch – Anmerkungen zum Menschenbild des Alten Testaments, in: Frank Martin Brunn u. a. (Hg.), Menschenbild und Theologie. Beiträge zum interdisziplinären Gespräch (Marburger Theologische Studien, Bd. 100, hg. v. Friedhelm Hartenstein u. Michael Moxter), Leipzig 2007, 19–31.

Unabhängig von ihren eigenständigen Traditionen und der späteren Konfessionalisierung wurden sie seit dem 13. Jahrhundert als Sendlinge Satans und als typologische Vertreter des ›Bösen‹ auf Erden betrachtet.⁹ Wie in vielen Lebensbereichen, so wird auch in den anthropologischen Zuschreibungen die Virilität zum einzigen Referenzsystem. Viril sind Heilige per se, Queers offensichtlich auch – der gemeinsame Nenner ist »virtus«, die Mannhaftigkeit an sich, eine aus der Antike tradierte christliche Tugend, der Reinheit nahestehend. Diese Zuschreibung ist abseits des wissenschaftlichen Diskurses nicht arche- sondern stereotypisch.¹⁰ Eine neuerliche sexistische Bewertungsproblematik erhebt das Queer-Sein mit seinem hypersexuellen Männlichkeitstypus zum Maßstab gegenüber dem von der Norm abweichenden Schwul-Sein. Insofern versteht sich Verqueerung als eine bloße Form, die grundsätzlich jeder Mens-Health-Ideologie und selbstredend deren Kontradiktion offen steht.

Für die Inkongruenzen, von denen die komödiantische Pose lebt, ist bei jeder Verqueerung bestens gesorgt. Das liegt, unabhängig von der Skalierung der Männlichkeit, bereits am Verfahren, dem Perspektivwechsel zwischen dem Wesenskern eines Mannes und dessen äußerem Habitus, dessen emotionalem, sozialem und kognitivem Tiefgang versus Phänotypik. Dem Wechsel des Zusammenhangs, etwa der Publikation von Privatem, verdankt das Verqueeren neben seinem Unterhaltungswert die Präferenz garantierten Gelingens. Um die Vorzüge des Verqueerens ungetrübt genießen zu können, ignoriert man besser die Schattenseiten. Vollkommen zu vernachlässigen ist der Wert einer eindeutigen Identität und Körperlichkeit, einer verbindlichen Zuschreibung bzw. Aneignung. Ein großer Zweig der Hagiographie und Biographie ernährt sich davon, Männer permanent so zu illustrieren, wie diese garantiert nicht waren und sind. Als Satisfikation des Männlichen ohne Substanz werden die Queers und ihre Zeit unkenntlich bzw. unkörperlich gemacht. Drängender denn je stellt sich die Frage: Wann ist ein Mann ein richtiger Mann?¹¹

3. Schwul-Sein ist »mehr als«

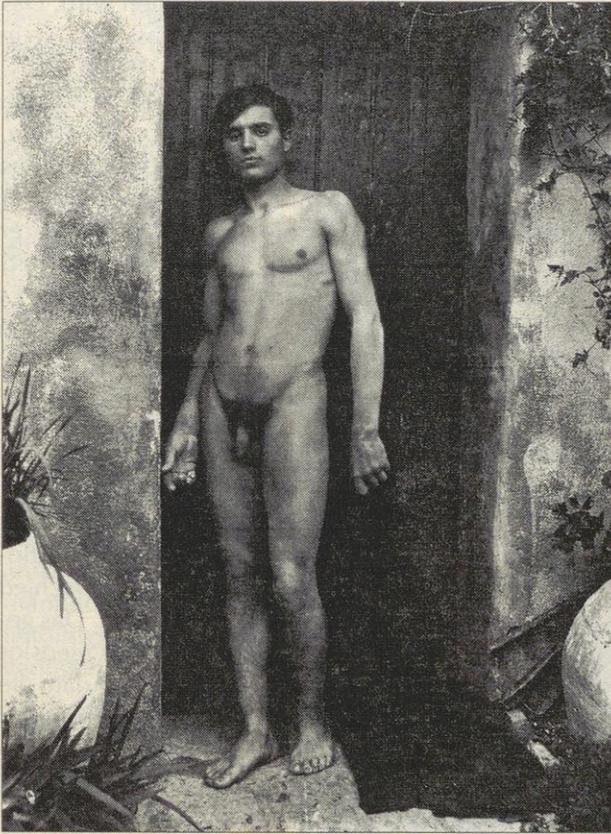
Zum historischen Verqueeren, ob populär oder akademisch, gehört das Mütchen. Man(n) muss es kaum kühlen, es war nie heiß. Darüber gerät jedoch in Vergessenheit, dass zu seinem Antipoden, dem Schwul-Sein, oft genug Cou-

9 Hergemöller, Bernd-Ulrich: Die Freunde des Bösen. Malographie, Schwarze Legende und Hate Crime im Mittelalter (Hergemöllers Historiographische Libelli, Bd. 5), Hamburg 2007, 67.

10 Vgl. Brüstle, Thomas M.: Konstruktionen von Männlichkeit in der frühen Neuzeit am Beispiel gedruckter Leichenpredigten, in: WeStH 9 (3/2002) 292–306.

11 Vgl. Hergemöller, Bernd Ulrich: Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und mannmännlicher Sexualität im deutschen Sprachraum, Hamburg 1998, 142–144; 568.

rage gehört. Schwul-Sein ist mannhafter, weil gewagter, als das Queer-Sein. Es setzt sich vielen möglichen Enttäuschungen aus, während das Queer-Sein



eine einzige Täuschung ist. Wer das Schwul-Sein aufkündigt, dem ist als bekennder Queer gleichfalls gekündigt. Der trübe Ausgang bestätigt nur den anfänglichen Verdacht. Schwul-Sein setzt sich stets aufs Spiel – es ist ein Vorschuss. Seine Formel lautet »mehr als«: man(n) traut jemandem Körperlichkeit und Sexualität zu, welche u. U. nicht oder noch nicht durch sein Handeln und Habitus gedeckt wird. Die These des Verqueererers bzw. Queers beschränkt sich auf das »nichts als«. Wer seinen männlichen Gefühlen, Freuden, Hirnwindungen und

Reflexionen nicht zu trauen wagt, wird beginnen, sich selbst als Mann zu verdächtigen, sich selbst verdächtig zu werden. »Die Art, wie Theologie, Säkularisierungsprozess und Etablierung der Wissensordnung ineinander greifen, offenbart sich besonders deutlich an den wechselnden Theorien über den Körper.«¹² Der queere Körper wird heute als ein kollektiver und sozialer Körper, der schwule als ein nach wie vor geschlechtlicher Körper wahrgenommen. Der soziale und damit queere Körper bleibt jedoch ein imaginärer Körper: ein *corpus fictum* oder *imaginatum*, ähnlich dem Bild der Kirche als *Leib Christi*. Als epochales und somit wandelbares Bild des *corpus fictum*, als Selbst-Konzept des derzeitigen gesellschaftlichen Körpers versucht es den männlichen Körper als solches zu definieren.

12 Braun, Christina von; Stephan, Inge: Gender@Wissen, in: Dies. (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln u. a. 2005, 7–45, 22.

Wie aber verhandelt das Zweite Testament den Diskurs um das männliche Geschlecht? Theologisch ist jede Rede über den Mann »an sich« legitim, insofern über ihn »stets in der Beziehung zu Gott«¹³ reflektiert wird. Das bleibende Wahrheitsmoment dieser Sentenz besteht darin, dass das Neue Testament vom Mann und seinem Wesen jeweils in Bezug auf dessen Christus- und Gottesverhältnis spricht. Die Rezeption von Gen 1,26-27 in einigen Texten des Zweiten Testaments exemplifiziert das Sinngefüge von Theologie, Christologie und Anthropologie als konzeptionelle Explikation des Glaubens an Christus. Jesus Christus partizipiert nach 2 Kor 4,4; Kol 1,15 und Hebr 1,3 am Wesen Gottes als Bild und Gleichnis. In soteriologisch komplementärer Weise erhält der »neue Mann« mit der Taufe seine durch den Herrn vermittelte schöpfungsmäßige Bestimmtheit, seine Identität (Kol 3,10; Eph 4,24). Es handelt sich nicht um ein singuläres Zufallsprodukt, vielmehr um eine »neue Schöpfung« im Kontext des Taufgeschehens (2 Kor 5,17; Gal 6,15; Eph 2,1-7; 15-16; Röm 6,1-7; Kol 2,11-13). Eine andere Evidenz konkurriert mit dieser Identität: um der gemeinsamen Christlichkeit und Sündhaftigkeit willen wird nach Gal 6,15 und Röm 10,12f der Unterschied zwischen Schwulen und Männern aufgehoben: »denn alle haben gesündigt ...« (Röm 3,22-23). Paulus vermag eine kategoriale Nivellierung aller historischen und anthropologischen Differenzierungen vorzunehmen auf dem Tableau einer Relationalität von Anthropologie, Hamartologie und Soteriologie. Der Unterschied wird theologisch unbeachtlich, gleichwohl besteht diese Distinktion. Das gemeinsame Mann-Sein macht Schwule und (queere) Männer unterschiedslos zu Sündern. In Röm 5 weist Paulus nach, dass seit dem ersten Mann Adam die Sünde die Signatur des Menschseins ist. Nach dem Wirklichkeitsverständnis des christlichen Glaubens ereignet sich die Vergebung der Sünden im Glauben an Christus. Das spezifische Profil dieses Aspekts der paulinischen Anthropologie zeigt sich darin, dass die männliche Leiblichkeit die Taufe überdauert. Jene Diskontinuität der Taufe demonstriert ihre Wirkung gerade für die Kontinuität der männlichen Leiblichkeit: Da das Mann-Sein vor und nach der Taufe dasselbe ist, kann an ihm verdeutlicht werden, was sich durch die christliche Initiation geändert hat. Weil der schwule Christ als Glaubender hinsichtlich seiner Männlichkeit und Leiblichkeit die anthropologische Befindlichkeit aller anderen Männer teilt, kann sein Getauft- und Schwulsein zu dem Terrain werden, auf dem er seine Besonderheit darzustellen hat.¹⁴

13 Vgl. Bultmann, Rudolf: *Theologie des Neuen Testaments*, hg. v. Otto Merk, 9. Aufl. Tübingen 1984, 191.

14 Wertvolle Aspekte dazu bei Wolter, Michael: *Geist und Leib: Aspekte paulinischer Anthropologie*, in: Frank Martin Brunn u.a. (Hg.), *Menschenbild und Theologie. Beiträge zum interdisziplinären Gespräch* (Marburger Theologische Studien, Bd. 100, hg. v. Friedhelm Hartenstein u. Michael Moxter), Leipzig 2007, 33–40.

4. Konkurrenzen innerhalb von Gender-Leitbildern?

Scheinen Gender-Leitbilder, insbesondere solche für Männer, keine Konkurrenz zu dulden und für sich in Anspruch zu nehmen, als alleinige kulturelle Ausprägung von Männlichkeit zum Parameter für die Generierung von Maskulinität zu werden? Gibt es in der Geschlechtersoziologie eine generative Praxis zur Apostrophierung bzw. Apologetisierung von männlicher Herrschaft, insofern Hege-

monie, Komplizenschaft, Unterordnung und Marginalisierung von Männlichkeit kategorisiert werden?¹⁵ Die Gefahr besteht gleichwohl, dass homosexuelle Männlichkeiten wieder an die unterste Stufe der männlichen Geschlechterhierarchie gelangen und dem Absolutheitsanspruch eines queer-männlichen Genderleitbildes nicht mehr genügen. Dies rührt ohne Zweifel nach wie vor auf einer Gültigkeit besitzenden strengeren sowie auf ein philosophisches Weltbild gestützten Sexualmoral des Christentums. Die als Sodomie abgekanzelte widernatürliche Vereinigung (*more can-*



num) sowie den *masculorum concubitus* stehen – im Gegensatz zur Heterosexualität als erlaubter Praxis – für eine sündhafte Perversion und Anomalie sogenannter Lüstlinge. Wenig schmeichelhaft geriert sich gleichfalls die Kenntnis und Anerkenntnis der Homosexualität als signifikanter Aspekt der

15 Vgl. Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, 2. Aufl. Opladen 2000, 98–102.

allgemein vorherrschenden Pansexualität, welche aller Illusion der leidenschaftlichen und romantischen Liebe beraubt zu sein scheint.¹⁶

Im biblischen Horizont geht es jedoch nicht um die sexuellen Präferenzen des Mannes. Fluch oder Segen, Sein oder Nicht-Sein eines Mannes hängen von seiner ›Bekehrung zum Herrn‹ ab: »Verflucht der Mann, der auf Menschen vertraut, auf schwaches Fleisch sich stützt, und dessen Herz sich abwendet vom Herrn. Er ist wie ein kahler Strauch in der Steppe, der nie einen Regen kommen sieht; er bleibt auf dürrem Wüstenboden, im salzigen Land, wo niemand wohnt. Gesegnet der Mann, der auf den Herrn sich verlässt und dessen Hoffnung der Herr ist. Er ist wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist und am Bach seine Wurzeln ausstreckt: Er hat nichts zu fürchten, wenn Hitze kommt; seine Blätter bleiben grün; auch in einem trockenen Jahr ist er ohne Sorge, unablässig bringt er seine Früchte.« (Jer 17,5-8) Die Abkehr des Mannes von seinem Gott wird zur eigentlichen Schande, zum Unheil, zum Schrecken und zielt auf seinen Niedergang (Jer 17,13-18). Wenn Paulus über Freiheit und Knechtschaft reflektiert, kommt er im Hinblick auf Christus zu einer ähnlichen Auffassung (Gal 5,5f): »Wir aber erwarten die erhoffte Gerechtigkeit kraft des Geistes und aufgrund des Glaubens. Denn in Jesus Christus kommt es nicht darauf an, beschnitten oder unbeschnitten zu sein, sondern darauf, den Glauben zu haben, der in der Liebe wirksam ist.« Queere Hagio- und Malographie sowie deren Aberkennungsrituale haben vor diesen Sentenzen keinen Bestand.

Martin Hüttinger, Dipl. Theol., tätig als Rektor in München. Für die WERKSTATT schrieb er zuletzt »Weisheit aus der Projektion männlicher Jugend« in WeSTh 14 (2/2007). Korrespondenz über die Herausgeberanschrift.

16 Vgl. Ariès, Philippe: Überlegungen zur Geschichte der Homosexualität, in: Ders. u. a. (Hg.), Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt/M. 1993, 80–96; 88f.